

Was liegt daran?

Novelle von Max Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Es ist ja alles unnütz,“ dachte er mühsam, „habe ich es nicht schon oft genug vorgeführt? Hat denn irgend eine meiner Gründe nur Eindruck auf Sie gemacht? Aber was hat Sie mit demnächst erwidert?“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Wolken verschuchen, die auf seinem Gedächtnis lasteten.

„Ja so,“ sagte er vor sich hin, „dieser kluge Philosoph hat ihr gleich die Waffen geliefert, mit denen Sie alle Gründe bekämpfen kann. Nur ein paar Worte: „was liegt daran?“ — „Was liegt daran, ob der Vater sich zu Tode häutet, ob ich selbst in Schande ende, — das Leben ist kurz, wir müssen alle einmal sterben, und nach uns kommt die Vergessenheit und deckt Ehre und Schande, Freude und Schmerz mit der gleichen Erde. Ob er nicht vielleicht Recht hat? Aber wir sind einmal da, und so lange wir leben ist es tödlich, den Gedanken zu folgen, welche von kühnen Schattenspielen ausgeht.“

Er suchte sich noch einmal klar die Taktik darzulegen, welche er zu befolgen hätte, und so sehr er auch sein Hirn gemartete, wollte ihm nichts einfallen, als Zwangsmassregeln.

Diese führte er mit aller Strenge durch. Er band seiner Schwelgerei auf die Seele, Edith niemals aus den Augen zu lassen, und da Emma sich in Grübeln des Bruders nicht verschließen konnte, unterzog sie sich der ihr überwärtigen Aufgabe, die ihr fast unerschwinglich wurde, sobald sie den Thränen des schönen Mädchens zu übersehen hatte, die ihr ins Herz schänkten.

Auch Edgar wurde, wenn auch weniger auffällig, durch die Aufpasser seiner Mutter überwacht, so daß alle seine Versuche, mit Edith zu sprechen, scheiterten. Endlich sollte sich doch die erste Gelegenheit finden. Es war die Zeit, in der sich die oberen Reihentafeln zur Reise in die Bäder anschickten. In der Stadt war es seit unendlichen Zeiten Sitte gewesen, daß die Wintererholungsjahreszeit mit einem großen Waldfest, das nach Pfingsten stattfand, geschlossen wurde. Die Veranstaltung ging von der „Großen Ressource“ aus, deren Mitgliederzahl aus allen angesehenen Kreisen der Stadt von den höchsten Spitzen der Behörden und dem hohen Landadel bis zu den gebildeten Kaufleuten zusammengestellt war.

Da am Ende der Saison andere Festschichten privater Natur nicht mehr veranstaltet wurden, so war bisher auch keine Gelegenheit gewesen, Edith die Teilnahme an einer solchen zu verbieten, — denn dazu war Trenblin fest entschlossen. Er wollte jede Gelegenheit, bei welcher das junge Paar sich hätte unterreden können, aus der Welt schaffen.

Jedoch ging es nicht an, sein Tochter von dem letzten großen Waldfest auszuschließen, umso mehr, als er, selbst im Vorstand der Ressource, noch niemals dasselbe veräußert hatte. Auch hätte er es nicht überes Herz bringen können, der Tochter dieses Vergnügens zu verweigern, da es ja sonst sein einziges Bestreben war, sein Kind möglichst glücklich zu sehen.

Edith hatte freilich gefürchtet, soweit sie die Stimmung ihres Vaters kannte, auf die Teilnahme an diesem Fest verziehen zu müssen. Sie zitterte vor dem Augenblick, da man ihr diese Verurteilung, wie sie es bei sich nannte, mitteilen würde. Um so größer war ihre Freude, als die Tante, wie selbstverständlich, mit der Toilette — zurüstkommend begann. In feierlicher Spannung, als gelte es eine Lebensfrage zu entscheiden, hüpfte sich Edith auf diese Bekleidungsarbeiten, welche die Toilettenfrage erforderte. Mehrere Näherinnen arbeiteten an ihrem Kleide, einer leichten, weißen Spitzen-Toilette mit Seidenfäden.

Mit der in dieser Beziehung bei Männern üblichen Kurzsichtigkeit kümmerte sich Trenblin um diese Vorbereitungen gar nicht. Höchstens hielt er es für selbstverständlich, daß seine Tochter hinter den anderen jungen Mädchen nicht zurückbliebe.

Wer aber die menschliche Natur erforscht hat — oder sagen wir, die menschliche — der wird eingesehen haben, daß die Toilette der Frau in dem Kapitel „Liebe“ keine unwichtige Rolle spielt, ein Thema, das hier zu behandeln wir uns verlagern können, da Tostol in seiner „Arztpraxis“ dasselbe in freimüthigster Weise erörtert hat.

Frauen sind eher im Stande, das Unheil, das eine Toilette anrichten kann, zu übersehen, — sie schenken diesem Punkte auch sicherlich diejenige Aufmerksamkeit, welche seine Wichtigkeit beansprucht, — aber Tante Emma wurde durch die Gettelte auf die Schönheit ihrer Nichte verblendet und dachte nur daran, diese Schönheit im gehörigen Glanze erstrahlen zu lassen.

Freilich suchte sie ihren Fehler während des Festes durch doppelte Aufmerksamkeit wieder gut zu machen. Sie ließ Edith nicht aus den Augen, und da diese sowie Edgar ohnehin genugsam beobachtet wurden, war es ihnen unmöglich, sich nur einen Augenblick unblauwaj sprechen zu können.

Edgar schien auch gar nicht den Versuch zu machen zu wollen. Er trat erst an Edith heran, als er wissen mußte, daß ihre Tanzkarte bereits vollständig mit Namen besetzt sei, so daß es aussah, als erfülle er nur einen Akt der Höflichkeit. Laut, so daß die Umstehenden es hören konnten, verächtete er, wie lieb

es ihm thue, daß kein Tanz mehr für ihn offen sei, und er ergriff die Karte und ging mit dem kleinen Esfenbeinbleistift die Namen durch, als hätte er, noch einen leeren Platz zu finden.

Schließlich gab er mit einer verbindlichen Verneigung die Karte zurück, welche Edith mit zitternder Hand empfing. Ihr war es nicht entgangen, daß Edgar, während der Bleistift in seiner Hand über die Namen hinwegging, schnell einige Buchstaben in einer Ecke der Tanzkarte hineingeschrieben hatte. Eine ganze Zeit lang waarte sie nicht, die Karte zu berühren. Endlich glaubte sie sich beobachtet, bis auf Edgar, der aus der Entfernung vom Eingange des Tanzplatzes aus beständig zu ihr hinüberblickte und sich erst mit einem bestürzten Ausdruck entfernte, als er bemerkte, daß Edith einen Blick auf ihre Tanzkarte warf und jäh erröthete.

Ein einziges Wort hatte das junge Mädchen auf der Tanzkarte gelesen, und dieses lautete: „Edele!“

Sie verstand es sofort. In dem Walde, der zum größten Theil aus Firschen, zum kleineren Theile aus Birken bestand, befand sich ein Allen bekannter Eichenbaum von merkwürdiger Größe und Schönheit. So lange die Feste in diesem Walde gefeiert wurden, war es Sitte gewesen, daß sich nach dem Kaffe die jungen Mädchen unter diesen Baum setzten, um aus den Eichenblättern Kränze zu winden.

Auch im vorigen Jahre war es so gewesen, damals, als Edith gerade aus der Pension gekommen war und Edgar das junge Mädchen, seitdem es zur Jungfrau herangewachsen, zum ersten Mal gesehen hatte. Sie hatte sich mit ihrem Kränze verspätet und war allein unter der Eiche zurückgeblieben, um ihn fertig zu winden, als Edgar, von einem einsamen Spaziergange durch den Wald zurückkehrend, von der lieblichen Erscheinung Ediths überrascht, zu ihr hertrat und sie erst schüchtern, dann lebhafter als die Freundin seiner Kindheit begrüßte. Das war allerdings nur ein Vorwand, denn als Beide Kinder gewesen waren, befanden sich die Wälder der beiden Väter noch nicht auf demselben Terrain und dafür, daß die Kinder den Wäldern die Freundschaft nicht nachahmten, sorgte die Gräfin in nachdrücklicher Weise. Nur auf Kindererziehungen und -bilden hatten sie getroffen, ohne viel Notiz von einander zu nehmen.

Vor einem Jahre hatte die Erscheinung Edgars unter der Eiche auch auf Edith großen Eindruck gemacht. Sie hatte viel von ihm hören hören, wie von einem sehr leichtfertigen Menschen, vor dem sich ein junges Mädchen zu hüten habe. In ihrer Phantasie hatte sie sich rasch ein Bild von ihm gemacht, indem sie das Andenken an ihre Kinderjahre zu Hilfe rief, — und wie wenig entsprach seine Erscheinung und sein ganzes Wesen diesem Bilde. Neugierig kam er ihr auf den ersten Blick beinahe häßlich vor. Dagegen war sie über seine ernsthafteste Unterhaltung „erstaunt, — einen etwas leichtfertigen Ton war sie von Seiten der jungen Leute gewohnt, — diesen fand sie aber durchaus nicht bei Edgar wieder. Er sprach mit ihr von der Kindheit in einer Weise, welche sie so leicht lebhaft fesselte, und erst als das Fest bereits vorbei war, als er in ihrem Bett lag und die Bilder desselben in ihrem Geiste vorüberzogen, kam es ihr zum Bewußtsein, daß nichts von den Ereignissen des Tages in ihrem Gedächtnis haften geblieben war als das, was sich auf ihr Zusammenreffen mit Edgar bezog.

Nun war ein Jahr vergangen und jetzt füllte Edgar ihr ganzes Denken und Fühlen aus. Sobald sie das Wort auf ihrer Tanzkarte gelesen hatte, war sie keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß sie um jeden Preis der Aufforderung folgen müsse. Gegen Ende des Festes wurde ihr dies um so leichter, als man bereits aufgegeben hatte, sie und Edgar zu beobachten. Auch die Inhabertinnen der bösesten Zungen sagten sich, daß hier ein fester Entschluß des Paares vorliege, sich auf dem Feste öfen einander fremd zu stellen, oder daß mindestens ein Verbot der Eltern dies bewirkt habe.

So that sie denn, als ob sie, vom Tanz ergriff, sich im Walde abkühlen wollte und sich beständig umdrehend trat sie aus dem Tanzsaal hinaus, ging zuerst einige Schritte vorsichtig auf und ab, und als sie niemand in der Nähe sah, schritt sie den ihr wohlbekanntem Waldweg zur Eiche hinan.

Wenige Schritte von dem Plage, auf welchem der Baum stand, hüpfte sie sich von zwei Armen umschlungen, und ruhig lehnte sie ihr Köpfchen an die Brust Edgars, bis sie endlich, sich von ihm loslösend, ängstlich sagte:

„Ich fürchte, man wird mich vermissen und auffuchen.“

„Wir hören die Stimmen und werden noch immer Zeit haben, uns zu trennen, bevor man uns zusammen erblickt,“ erwiderte er hastig. „Du wirst dann zu der Gesellschaft zurückkehren können, während ich im Walde verharre.“

„Aber auch dann werden Sie argwöhnisch.“

„Mögen Sie!“ lachte er nervös. „Wenn Du mich liebst, wie ich es hoffe, so werden Sie bald noch mehr Hoffen zu Gesprochen haben, — von denen wir aber nichts hören, — und uns nicht mehr tranken werden. Ja, sieh mich nicht zu verwundert an, Du solltest doch jetzt wohl wissen, welches mein Plan ist. Ich habe ihn Dir oft genug auseinandergesetzt.“

„Nein, ich habe immer nicht ernstlich daran denken können. Eine Flucht, nicht wahr? Mir hat der Gedanke — ich kann mir nicht helfen — etwas lächerliches, trostlos und furchtbar genug.“

Sie hatten Hand in Hand dagestanden. Jetzt schlang Edgar seinen Arm um ihre Taille und führte sie an den Fuß des mächtigen Baumes.

„Sagen wir uns hier nieder auf die Moosbank! Der Entschluß, den wir jetzt fassen, wird wichtig und für unser Leben entscheidend sein.“

Da sie zögerte, ließ er sich zuerst auf das weiche Moos nieder und versuchte, sie an der Hand herabzuziehen.

„Nein, nein“, weigerte sie sich ängstlich, „das thue ich nicht.“

„Was denn nicht?“

„Es ist hier so dunkel, und ich fürchte mich.“

„Und vor mir selbst“, entgegnete sie leise. „Ich will zurückkehren.“

„Um alles in der Welt nicht!“ rief er, indem er rasch aufstand. „Anhören mußt Du mich. Ich habe alles wohl überlegt und einen vollständigen Fluchtplan entworfen. Das Geld, von dem wir lange leben können, trage ich bei mir. Wir können bereits morgen fliehen.“

„Morgen? Nein, Edgar, sage mir, daß Du nur Scherz treibst, — ich bitte Dich.“

„Noch nie ist mir etwas im Leben so ernst gewesen. Ich möchte nicht, was uns davon zurückhalten sollte, unter Blick auf eigene Faust zu suchen, anstatt uns hier systematisch unglücklich machen zu lassen.“

„Aber was soll daraus werden? Hast Du schon an die fernere Zukunft gedacht?“

„Alles ist wohl überlegt. Du wirst vor allem meine erste Sorge sein. Ich schreibe Dir, daß ich mich eher selbst tödten würde, ehe ich das Geringste unternehme, das Dir Kummer bereiten könnte. Nur füge Dich und um Deinetwillen will ich leben. Wir werden zu nächst auf ein Schiff zu gelangen suchen, das nach Amerika hinüberfährt. Auf der Ueberfahrt werden wir als Gesandter gelten. In New York werden wir am ersten Tag unserer Ankunft die Ehe schließen.“

„Und mein Vater?“ fragte Edith niederschlagend und zitternd.

„Du schreibst an ihn von dort aus, und ich werde seiner einzigen geliebten Tochter verzeihen.“

„Und ich soll Alle zurücklassen, die ich liebe, von denen ich geliebt werde?“

„Einer bleibt bei Dir, der Dich mehr liebt als Alle. Außerdem aber ist es nicht ausgeschlossen, daß wir in die Heimat zurückkehren, so bald über alles gehörig Gutes gemacht ist.“

„Aber wenn wir vielleicht ein klein wenig Gebuld haben, Edgar?“

„Nein, mein Lieb“, rief er leidenschaftlich, „ich kann, ich will nicht warten. Du bist mir der Schlüssel zu einer glücklichen Zukunft, und keine Sekunde dieses Glückes möchte ich opfern. Der düstere Augenblick ist da, und wenn wir zaudern, kehrt er vielleicht niemals wieder. Wir aber gerathen dann in die Irre, müde der elenden Gesellschaft, aus der uns nur der Tod befreit. Warten, warten! Es ist eine Hölle, die warten will!“

„Du ich Dir nicht schon genug zu Liebe, Edgar? Bin ich nicht hierher gekommen und habe mich dadurch dem Geschnitz der Leute und dem Zorn meines Vaters ausgesetzt? Muß ich nicht daselbst täglich und stündlich unsterblich wegen leiden?“

„Sie führte ihre Hand an seinen Mund und küßte inbrünstig die Fingerspitzen.“

„Mein armes Kind! Sei nur getroßt, ich will Dir alles Schlimme mit einer ungetrübten Zukunft vergelten. Ich bringe Dir mir Opfer, in Zukunft wird an mir die Reize sein. Bist Du bereit, zu fliehen?“

„Wenn? Doch nicht jetzt?“

„Sobald diese Nacht vorüber ist. Mit Tagesanbruch wird im Volkswaldchen der Wagen bereit stehen, der uns nach dem Bahnhof bringt.“

Mit einem leichten Schrei sank Edith auf die Kniebank.

„Du willst mich tödten, Edgar!“

„Aber ich habe Dich doch oft genug vorbereitet, und einmal muß es doch geschehen.“

„Aber so plötzlich?“

Edgar machte eine ungeduldige Bewegung und begann, die Hände auf dem Rücken, hin und her zu schreiben.

Wenn ich wenigstens Abschied nehmen dürfte“, fuhr Edith fort, während sie mit aller Mühe ihre Thränen zurück zu halten suchte. „Mir ist es schrecklich, den Vater verlassen zu müssen — und Tante Emma.“

„Deren ganze Fürsorge für Dich geht nur darin besteht, Dich wie eine Gefangene zu bewachen.“

„Sie meinen es gut.“

„Gut mit sich! Ihrem Stolz, ihrem Egoismus wollen sie Dich opfern.“

„Du darfst nicht schlecht von ihnen sprechen, Edgar, wenn Du mich nicht tranken willst.“

„Ich spreche nur von Thatsachen. Du selbst mußt es zugeben, — welche Gründe haben sie, uns von einander zu trennen?“

„Sie wissen, daß Deine Mutter in unsere Verbindung nie willigen wird, daß sie Dich nicht mehr als ihren Sohn betrachtet, daß Dir Dein väterliches Erb verloren gehen würde.“

„Ja, das ist es, nur eine erbärmliche Geldfrage, weiter nichts. Nein, nein, Du mußt Dich entschließen, Du mußt jetzt wählen zwischen dem Meinigen und mir.“

nes Bleibens in keinem Falle. Ohne Dich werde ich unfähig in der Welt herumirren, und das diesbezügliche Erb werde ich dann lieber ebensowenig jemals antreten, als wenn ich Dich heiratete.“

Statt aller Antwort brach Edith in Thränen aus. Sie wurde von der Ungewissheit der Entscheidung, die in ihrer Hand ruhte, gepeinigt. Er umschlang ihren Nacken und küßte ihre Wangen.

„Wenn ich nur nicht zu entscheiden hätte“, sagte sie im innerlichen Tone, „ich möchte, Du entführtest mich gewaltsam.“

„Siehst Du mit mir an, daß ich gemeint habe?“ fragte sie, die Thränen mit dem Taschentuch trocknend.

„Sobiel ich sehen kann, nicht sehr“, lächelte Edgar. „Aber die Zeit vergeht und wir kommen nicht vom Fleck. Ich bitte Dich, fasse doch einen festen Entschluß. Willst Du mir folgen? Kann ich Dich mit dem Wagen erwarten?“

Wieder verzog Edith das Gesicht zum Weinen. Edgar wandte sich verzweifelt ab und überlegte, was zu thun wäre. Den Plan aufzugeben? Das hieße, die schönste Hoffnung des Lebens für immer begraben.

„Im Grunde“, dachte er, „sehe ich, daß sie nahe daran ist, meinen Wunsch zu erfüllen, aber die Angst, die Unentschlossenheit beugen ihren Willen hin und her wie ein schwankendes Rohr. Vielleicht komme ich aber zum Ziel, wenn ich ihr befehle.“

Plötzlich kniete er vor ihr, nieder und küßte ihr starr in die Augen.

„Sieh mich an, Edith, Du wirst thun, was ich Dir auftrage.“

Edith nickte mechanisch.

„Morgen früh um fünf Uhr wird im Volkswaldchen ein Wagen halten. Wenigstens hoffe ich, daß der Kutscher zuverlässig ist. Wenn Du den Wagen aber nicht sehen solltest, so erwarte ich Dich in Eurem gelben Pavillon. Er ist doch offen?“

„Der Schlüssel liegt immer unter der Treppe.“

„Du darfst die notwendigen Sachen, wie für eine kurze Reise, in eine Reisetasche und suchst unbemerkt hinunter zu kommen. Kann ich fest darauf rechnen? Darf ich Dich erwarten?“

„Ich will alles thun, was Du wünschst“, flüsterte Edith, an seinem Halse hängend.

Nach einem innigen Abschied trennten sie sich. Edith huschte nach dem Tanzplatz, auf welchem die Damen, da gerade eine Pause eingetreten war, auf und abgingen. Edgar wandte sich einem im Walde errichteten Kiosk zu, der zu einem Buffet für Getränke hergerichtet war. Vor dem Kiosk standen Bänke, auf welchen diejenigen Herren saßen, die nicht tanzten.

Drittes Kapitel.
Die Zauberzeit.

Auf einer Bank vor dem Kiosk saßen zwei Herren, von denen der eine den Eindruck eines früh gealterten Lebemanns, der andere den eines ruhigen Philosophen machte. Der Erste war der Graf von Schneeberg, der sich auf Reisen eine gewisse Bildung erworben hatte, vermöge deren er unter seinen Sportfreunden und den Krautjüngern für einen großen Geist gehalten wurde. Auch der Baron v. Weber, der neben ihm saß, war von dieser Ueberzeugung durchdrungen.

„Aufs Wohl der Damen!“ sagte er, während er seinen Champagnerkelch dem des Grafen näherte.

„Da thue ich Ihnen nicht Bescheid, Baron!“

„Oh, sind Sie ein Weiberfeind?“

„Das will ich gerade nicht sagen, aber ich leide an dem sogenannten Herzensschmerz, und dadurch wird mir die obere Damengemeinschaft verleidet, die erfordert einen bigamen Rücken. Und den noch dazu vor den weiblichen Noturiers anstrengen, — nein, ich danke! Heute will ja schließlich jedes Brautpaar mit Kratzen und Schmeicheleien gequält werden. Aber das Schlimmste ist das Böden. Eine Weibspitze ihren Hüften hin, andere Taschentuch, caetera, caetera! Dann zurpringen, aufheben, verbeugen, — alles nicht meine Sache!“

„Das ist interessant! Aber wenn Sie schon einmal eine betartige Auffassung haben, warum findet man Sie in jeder Gesellschaft, jeder Soiree, auf jedem Ball?“

„Will's Ihnen sagen, Baron. Ich ja Verdrüsslichkeit, aber — Sie waren oft genug an der See. Meerestausen! Man setzt sich an den Strand und lauscht — immer dieselbe Leier! Aber doch so eine Art Ammenlied für große Kinder, das uns so in ein Mittelbein zwischen Schlaf und Wachen versetzt, man kann dabei träumen. Ist aber mehr für Kadette, überhaupt junge Leute, — ich habe das längst satt. Meerestausen macht gar keinen Eindruck mehr. — Aber auf so einem Ball, im Hintergrunde sitzen, — die gedämpfte Musik, — das Geräusch der Stimmen, — das Klirren der Gläser, — das Lachen der Damen, — alles mit einander erlegt mir des Meeres Rauschen.“

„Sie sprechen ja wie ein Dichter, Graf.“

„Ganz recht, so inmitten des Menschengetriebes bin ich auch ein Dichter. Freilich nur platonisch. Ich besinne mich noch im Stadium der Entwicklung, welches viele abtliche Kollegen bereits hinter sich haben. Ist kein Zufall, daß jetzt so viele Stapesgänger unter die Schriftsteller gehen. Die großen Wogen des Bürgerthums spülen immer weitere Stände vom Ufer der hohen Geburt ab. Das kann man auch heute hier bemerken. Von Jahr zu Jahr nimmt das bürgerliche Element an unserem Waldfeste zu.“

„Das ist wahr, Graf Schneeberg,“ lachte der Graf, „sich jetzt eine Stimme hinter der Bank vernehmen.“

Sie gehörte einem Affessor an, der mit mehreren anderen Herren in der Tanzpause an das Buffet eilte, auf welchem die dürftigsten Getränke kosteten. Unter den Angeworbenen befand sich auch Georg von Belgart und wenige Augenblicke später trat Edgar hinzu, abseits von der plaudernden Gruppe Platz nehmend.

„Das ist wahr,“ sagte der Affessor, ein Herr von Grabow, aber es ist ganz klar, auf welche Weise dieser Sieg des Bürgerthums erkauft wird. Die Palme gebührt den Damen. Gegen die Schönheit können wir uns unmöglich verschließen, im Gegentheil, wir begrüßen sie mit Freuden.“

Graf Schneeberg nickte dem Sprecher zu, während Baron Weber meinte: „Oh, auch bei uns Willigen giebt es Schönheiten genug.“

Die Herren sahen sich lächelnd an, da gerade die weiblichen Angehörigen des Barons zu denjenigen gehörten, welche auf den Preis der Schönheit am wenigsten Anspruch machen konnten.

„Wünschste es wäre so,“ sagte Schneeberg, „ich muß aber dem Affessor recht geben, ja, noch mehr, ich behaupte, in Bezug auf Schönheit sind die oberen Stände degenerirt, massenweise findet man sie nur noch bei den unteren Klassen.“

Dagegen erhob sich lebhafter Widerspruch, der jedoch ins Eherzhaftes gezogen wurde, da man die Ueberreibungen des Grafen kannte und wohl wußte, daß er selbst nicht ganz ernst genommen werden wollte.

„Sie können sich täglich von der Wahrheit meiner Behauptung ad oculos überzeugen. Gehen Sie doch einmal ins Opernhaus. Wenn es stark gefüllt ist, und sehen Sie sich das Publikum an! In den Logen und im Parterre finden Sie nur einzelne Dosen von Schönheiten, aber je höher hinauf Sie steigen, desto angenehmer wird der Anblick, und wenn Sie eine Schönheit mit dem ersten Preise tödnen wollen, werden Sie sie nur auf dem Olymp finden.“

„Gerade das Letzte möchte ich bestreiten“, fiel Grabow ein, „man wird auf der Gallerie viele hübsche Gesichter, aber keine eigentliche Schönheit finden. Diese Klasse trifft man eher im wohlhabenden Bürgerstand an. Man hat gleichsam den Gipfel der Zukunft, die von den unteren Klassen ausgegangen ist.“

„Ich weite“, sagte ein Anderer lachend, „Sie denken jetzt an unsere erste Ballschönheit, Fräulein Edith Trenblin.“

Einige Herren protestirten und machten andere schöne Damen namhaft, welchen sie den Vorzug geben wollten.

„Die Augen allein sind ein schlechter Werthemesser der Schönheit“, rief Graf Schneeberg. „Eine junge Dame komme ich wohl auf allen Schemeln schmeicheln. Ihre Stimme muß dem Ohr angenehm klingen, — das Parfüm, welches sie gewöhnt hat, muß die Nase nicht verlegen.“

„Bleibt noch Geschmack und Gefühl“, sagte Georg, als der Graf fortzufahren zuauberte.

„Ja“, sagte dieser, „und nun wird die Sache feil!“

„O bitte, wir sind ja unter uns.“

„Nein, so schlimm ist es nicht. Schon beim Pfänderspiel kann man sein Urtheil vervollständigen. Ich meine, für Geschmack und Gefühl ist der Art wesentlich.“

Während dieses Gesprächs hatten sich alle Herren um den Tisch gruppiert und Getränke vorsetzen lassen, denen sie eifrig zusprachen, am eifrigsten Georg von Belgart, welcher ein Glas Champagner nach dem andern herunterstürzte.

„Die Nichtigkeit Ihrer Theorie vorausgesetzt, Graf Schneeberg“, erklärte er hastig, „proklamire ich Edith Trenblin als die erste Schönheit des heutigen Abend.“

„Mit allen fünf Sinnen?“ scherzte Grabow.

„Mit allen fünf Sinnen“, erwiderte Georg ernsthaft.

Wenn das auch für Geschmack und Gefühl zutrifft, sind Sie mindestens indistinkt.“

„Er erinnert!“ rief ein Anderer.

„Es ist die Wahrheit!“ rief Georg, brutal auf den Tisch schlagend. „Ich habe sie gefühlt, mehr als einmal.“

Im nächsten Augenblicke stand Edgar mit bleichen, entstellten Zügen vor ihm.

„Guter Verleumder!“

Alle Anwesenden erhoben sich. Eine peinliche Stille entstand.

„Was soll das?“ fragte Georg mit heiserer Stimme.

„Bitte, keinen Streit, meine Herren!“ mischte sich Baron Weber als der Älteste ein. „Belgart hat ein paar Tropfen zu viel getrunken und wird seine Aeußerung jedenfalls zurücknehmen.“

„Ich bin vollständig nüchtern und nehme nichts zurück.“

„Du behauptest also —“, begann Edgar zitternd.

zurückweisen?“ sagte der Affessor verkehrt. „Ich habe gegen Ihre Person nicht einzuwenden, aber — ich werde mich überhaupt nicht ducken.“

„Herr Graf!“ — rief Grabow erschrocken.

„Ich bitte, überbringen Sie diese Antwort den Anderen, Herr Affessor.“

„Das thue ich nicht, Herr Graf. Ich würde nur als Ihr Stellvertreter sprechen. Glauben Sie, ich meine es gut mit Ihnen. Behalten Sie mir noch einen Vorschlag. Vielleicht haben Sie die Satisfaktionsfähigkeit Ihres Gegners zu bemängeln. In diesem Falle könnten wir zwölf Stunden Ausschub vereinbaren.“

Edgar konnte sich nicht enthalten, zu lächeln.

„Damit bin ich einverstanden,“ sagte er.

Allmählig wurde es einsam um ihn her. Es bildeten sich Gruppen, welche das Ereignis besprachen, und das Geräusch von demselben ging wie ein Lauffeuer durch die Reihen der Anwesenden. Auch die Weigerung Edgars, an den Duellvorberreitungen theilzunehmen, wurde lebhaft besprochen, zugleich dachtete man ihm eine lächerliche Aengstlichkeit an.

Hatte er schon vorher wenig Freunde befreit, so mied man ihn jetzt wie einen Ausgestoßenen.

Edgar fühlte sich davon wenig berührt. Kaum kam ihm die Kränkung, die man ihm antun wollte, zum Bewußtsein. Ihm war zu Muth wie einem, der im nächsten Augenblicke die Augen für immer schließen wird und dem alle irdischen Angelegenheiten in nebelhafte Ferne entrückt sind. Er war erschrocken, am frühen Morgen mit Edith zu entziehen, und alle anderen Sorgen erschienen ihm kleinlich und lächerlich. Auch der Gedanke, welchen Aufbruch alle diese Geschichten nicht nur in seiner Familie, sondern in der ganzen Stadt verursachen würden, gliht an ihm ab wie von einem unburchinglichen Panzer.

„Was liegt daran?“ mit diesem Jubel sprache jeder jede Bluthete nieder, die sie in ihm erpöten und ihn in Jortn bringen wollte.

Die Frau Gräfin lassen bitten, der Herr Graf möge zur Rückfahrt die gräfliche Equipage benutzen. Der Wagen steht bereit.“

Auch in dem glattrastigen Gesicht des Dieners, der diese Meldung abthatte, lag ein höhnischer Zug, aber Edgar bemerkte es nicht.

„Ich werde kommen.“

Es war ihm ganz recht, mit der Mutter allein heimzukehren, als wie bei der Hinfahrt, mit einer größeren Gesellschaft einen Jagdwagen zu benutzen.

Die Gräfin sah bereits in der Equipage als Edgar hinzu trat. Die beachtete seinen Gruß kaum und lud ihn mit einer unbemerkbaren Bewegung der Hand ein, sich in die andere Ecke des Wagens zu setzen. Dieser roste davon. Eine Weile sahen Beide stumm in ihren Gedanken, dann winkte ihm die Gräfin, mit einem Fingerzeig auf den Rucksack und dem Bedienten, näher heranzurücken.

„Ist es wahr?“ fragte sie leise.

„Daß ich Belgart gequält habe, ja!“

„Daß Du das Duell abgelehnt hast?“

„Ich lehne es entschieden ab.“

„Es steht also ein Geheimniß dahinter? — Ein Graf Feldern verbirgt sich vor seinem Gegner.“

„Dann werde ich wohl aus der Art geschlagen sein.“

„Aber Du mußt doch einen Grund haben?“

„Ich habe keinen Grund, das Duell anzunehmen.“

„Du hast ihm beleidigt, bist ihm also Genugthuung schuldig!“

„Bah, er ist mir so viel Geld schuldig, ohne daß er je daran gedacht hat, es mir wiederzugeben. Weshalb sollte ich ihm nun das bischen Genugthuung nicht schuldig bleiben?“

„Diesen unpassenden Scherz macht ein Saecher, aber kein Feldern!“

„Ich erkenne keine speziellen, für die Grafen Feldern geltenden Vorurtheile an. Ich fühle mich in meinen Entschlüssen frei und will es auch bleiben.“

„Ich habe noch immer nicht begriffen, weshalb Du das Duell ablehnst,“ fuhr die Gräfin fort, nur mit Mühe ihre Empörung bemeisternd. „Vielleicht läßt es Deine Philosophie nicht zu, vielleicht verweist Du das Duell grundsätzlich als unmoralisch oder als — wie der heuchlerische Ausdruck nun lauten mag, — als unethisch ab.“

„Nein, grundsätzlich nicht. Ich würde mich zum Beispiel ducken, wenn ich lebensüberdüssig wäre, — ich selbst würde dann in die Luft schießen. Oder wenn mir die Gesellschaft, die mir eine solche Verpflichtung auferlegt, so behaglich ist, daß ich ihren Grundregeln zu Liebe mein Leben in die Schanze schlagen würde.“

„Dein Leben, und immer Dein Leben!“

„Ist denn das so etwas Kostbares?“

„So spricht meine Mutter.“

„Laß die Mutter beiseite. Jetzt spricht die Gräfin Feldern, die eine Bekämpfung ihres Namens nicht duldet.“

„Dein Familienhohelicht läßt mich ebenso kalt, wie Dich die Gefährdung meines Lebens.“

„Sonderbar! Ich habe von Dir mehr als einmal Anfsichten gehört, welche den Werth des Lebens, wenigstens des einzelnen Menschenlebens leugnen.“

„Der großen Allgemeinheit gegenüber, für alle anderen Menschen, ja, auch für die mit am nächsten Stehenden hat mein Leben gar keinen Werth, für mich selbst doch insofern, als ich es genießen will, so lange es mir beschaffen ist; und ich räume dem ersten besten Schurken oder Dummkopf kein Recht ein, mir dieses höchste Gut zu rauben.“

„Nein, ich danke Ihnen.“

„Darf ich fragen, weshalb Sie mich“

(Fortsetzung folgt.)